

Ostdeutsche Bau-Zeitung

Verlag Paul Steinko a a a a a a a
Breslau I, Caschestr. 9. — Fernspr. 3775.

Erscheint jeden Mittwoch u. Sonnabend.
Bezugspreis Ausg. A viertelj. 3,00 M.

Schriftleitung: Prof. Just, Architekt, a
Breslau, a a a a a a a a a a a a a
Alle Sendungen sind nicht an Personen, sondern nur an die „Ostdeutsche Bau-Zeitung“, Breslau I, zu richten.

Inhalt: Der Backsteinbau ein Jungbrunnen künstlerischer Eigenart. — Freistehende Arbeiterwohnhäuser. — Neubau Fischer in Wiesbaden, Emserstr. 34 u. 34 a. — Pitchpine — Verschiedenes.

Der Backsteinbau ein Jungbrunnen künstlerischer Eigenart.

(Nach einem Vortrage des Königl. Regierungs- und Baurat Hasak, gehalten im Architekten-Verein in Berlin.)

Der bevorzugte Baustoff aller Zeiten ist der Werkstein. Die alten Ägypter türmten ihre Pyramiden in gewaltigen Quadern übereinander, gar manche sogar aus Granit; auch die Säulenwälder ihrer Tempel und die Riesenleiber ihrer Sphinxen und Pharaonen meisteten sie in Werkstein. Und doch kannten und übten sie schon den Ziegelbau; quälten sie doch die Nachkommen der Söhne Jakobs mit der Frohnarbeit des Ziegelstreichens.

Die Tempel der Griechen waren ebenfalls Werksteinbauten. Strahlten ihre klassischen Formen auch nicht alle in pentelischem Marmor, so waren sie doch fast immer aus Haustein aufgeführt. Der minderwertige Kalkstein mußte es sich allerdings gefallen lassen, war seine Oberfläche so rauh, seine Farbe so wenig schön, daß er mit einer dünnen Schicht glättet und dann in prägnanten Farben gemalt wurde; denn grau in grau oder schwarz in schwarz konnten die Griechen selbst in dem Farbenprunk ihrer Landschaften nicht ertragen. Aber auch ihnen war der Ziegel nicht unbekannt. Der Unterbau der athemischen Stadelmauer bestand aus Ziegeln, anscheinend sogar aus lufttrocknen Steinen, und zur Verkleidung minderwertigen Mauerwerkes oder des Holzes verwendeten sie sogar den Ton in seiner feinsten Bauform als Terrakotten, die ihrerseits selbst wieder in farbigen Schmuckformen die heitere Kunst der Griechen zur Erscheinung brachten. Ja, wenn man diese Hauptgesimse, die wasserspelienden Löwenköpfe und die zierlich gezeichneten Tonakroterien mit ihren Schwestern aus Marmor oder Kalkstein vergleicht, dann fällt dieser Vergleich nicht zumungunsten der Terrakotten aus. Im Gegenteil gegenüber der erdrückenden Gleichförmigkeit der Marmorsimse und der Werksteinsäulenstellungen tritt hier eine künstlerische Eigenart, eine Freiheit vom Hergebrachten hervor, die ordentlich die Freude des Baumeisters mitfühlen läßt, daß er dem Werksteinschema entrinnen konnte und entronnen ist. — So erwies sich also schon den Griechen der gebrannte Ton als ein Jungbrunnen künstlerischer Eigenart.

Dabei hat sich ersichtlich weder der Baumeister noch der Bildhauer mit dem Gedanken darangesetzt, was mache ich nun ganz Besonderliches, damit daraus ein neuer Stil entstehe. Nur die abweichenden Eigenschaften des Baustoffes, die größere Bildsamkeit, die Beschränkung auf kleine Abmessungen, die Herstellung vieler Stücke von derselben Form, die schöne Farbe haben die abweichende Gestaltung hervorgebracht.

Ein Land hat wohl von Uranfang an nicht den Haustein als den bevorzugten Baustoff betrachtet und behandelt, sondern den Backstein, das ist Babylon, der Sitz uralter Bildung und Kunst. Ihm standen keine Steinbrüche zur Verfügung, nur der Ton, von der Sonne getrocknet oder gebrannt, bot sich ihm willig als Baustoff dar. Und Babylon hat eifrig den Ton geformt, gebildet und ihn zur höchsten Vollendung gebracht, d. h. ihn sogar mit farbigen Glasuren überzogen und ihn dergestalt zum äußeren Schmuck der Gebäude verwendet.

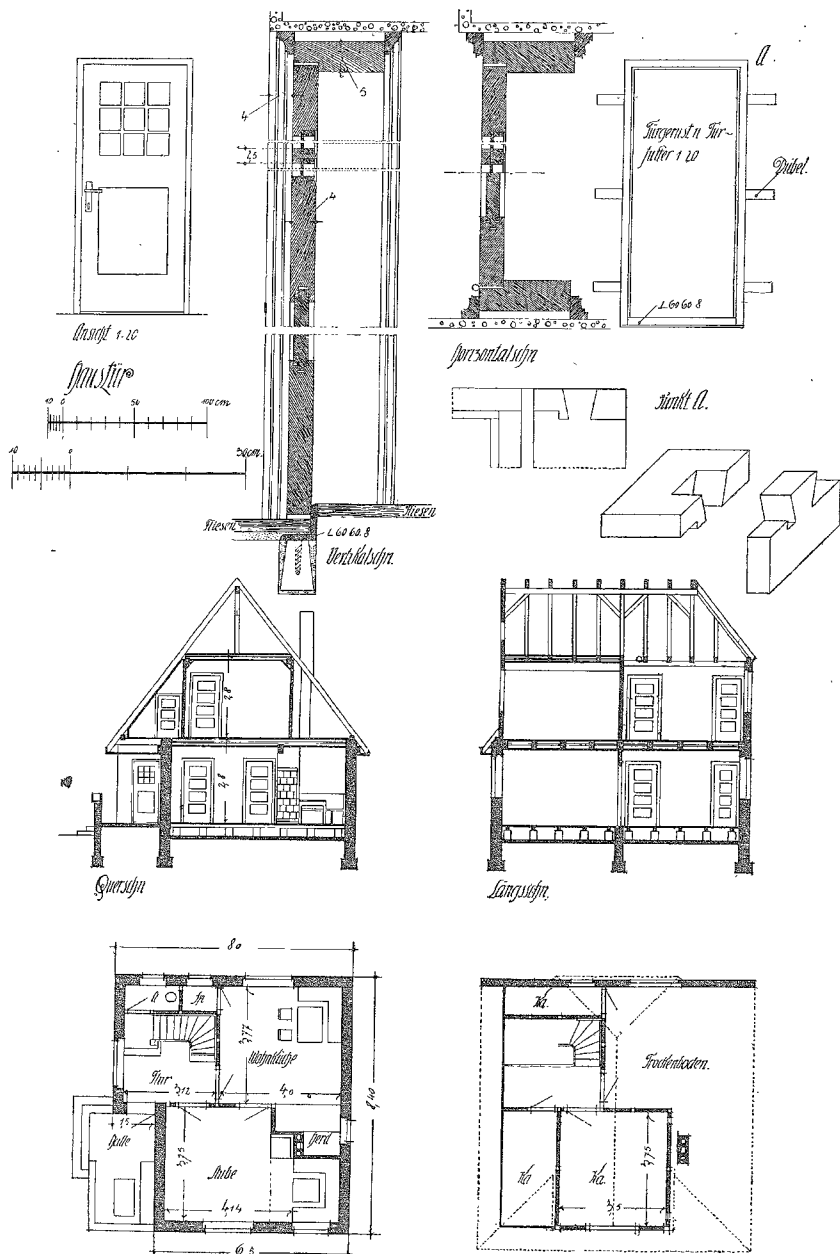
Die Römerkunst hat den Ziegelstein zwar viel verwendet, aber zumeist als stummen Knecht, welcher gut genug war alle Dienste, als tragende Mauern und Gewölbegurte zu leisten, aber unter Marmor und Stuck verborgen wurde. Erst die altchristliche Kunst bemächtigt sich seiner als hauptsächlichsten Baustoff. Die Zeugen stehen noch heute in Ravenna, in Mailand, Parenzo vor uns. Da ist der Ziegel schon zur Bildung von

Hauptgesimsen, Fenstern und Bögen sichtbar verwendet. Mit der überwiegenden Verwendung des Ziegels verschwinden die antiken Architrave und Gesimsformen; Triglyphen und Metopen, Hängeplatten und all die schon den Griechen und Römern unverständlichen, aber so reizvollen Einzelformen der griechischen Baukunst hat der Ziegelstein ersichtlich beseitigt und in Vergessenheit gebracht. Daß sich die romanische Baukunst nicht zu einer immerwährenden Renaissance ausbildete, dürfte um so eher dem altchristlichen Ziegel zuzuschreiben sein, als die Hauptstädte des damaligen römischen Reiches sämtlich in Ziegelgebieten lagen; bei uns Trier und Köln, in Italien Mailand, Aquileja, Ravenna, ja selbst Rom und teilweise die neue Hauptstadt Byzanz.

Zu dieser Zeit hat sich der Ziegel zum erstenmal als stilschöpfend erwiesen und zwar hauptsächlich, wie schon gesagt, durch Verdrängung der alten Formen, die ohne Werkstein kaum ausführbar sind. Wie der gebrannte Ton in Form von Töpfen das Herstellen großer und verwickelter Gewölbe erleichterte, ist bekannt.

In der romanischen Kunst trennen sich dann zum erstenmal die Backsteingebenden von denen, welche über Werkstein verfügen. Diese Backsteingebenden bauen nach einigem Schwanken dann das ganze Mittelalter hindurch in Backstein. In Norddeutschland gelingt es aber allein zur Zeit der Gotik einen vollständigen Backsteinstil zu schaffen. Weiter nach Süden in Schlesien und Galizien werden die Gesimse und Maßwerke aus Werkstein hergestellt, nur die Flächen zeigen den Backstein. In dem bayerischen Backsteingebiet München und Landshut werden auch fast ausschließlich Ziegeln verwendet, doch ist den gotischen Baumeistern es dort nicht gelungen, dem Backstein besondere Formen abzugewinnen. Auch in Süd-Frankreich, am Narbonne und Toulouse, wie in Nordspanien in Aragon gibt es zwei ausgesprochene Ziegelgebiete, aber sie reichen an die Eigenart des märkischen Ziegelbaues nicht heran. Allein der nordostdeutschen Tiefebene bis hinauf nach Kurland und Livland gelingt es den gotischen Formen im Backstein eine völlig neue Ausbildung zu geben, welche dem Ziegelbau entspricht. Schon aus diesem Grunde allein müssen wir uns den Ziegelbau anlegen sein lassen. Was den Vorleuten gelungen ist, dürfte doch am ehesten den Nachkommen wieder gelingen. Wenn die Gotik nicht gefällt, der kann es in einer anderen Formgebung mit dem Ziegel versuchen. Wir haben ja auch darin gute Vorbilder. Ober-Italien war zur Zeit der Gotik in der Verwendung des Backsteins zurückgeblieben, dafür hat Pisa und Siena im Profanbau höchst Eigenartiges, der Mark fast ebenbürtiges geleistet. Dagegen zur Zeit der Renaissance übernimmt Ober-Italien in eigenartiger und künstlerisch vollendeter Weise wieder die Führung. Mailand steilt allen voran an der Spitze mit seiner weltberühmten Sta. Maria del Carmine und der benachbarten Certosa di Pavia. Es sind keine bloßen Ziegelbauten. Die Terrakotta spielt eine große Rolle, man möchte meinen die Hauptrolle. Und doch sind die Terrakotten keine Nachahmungen der Werksteinbaukunst. Die Renaissanceformen sind auf das Geistesvollste für den Maßstab des gebrannten Tones und auf dessen Herstellung in Formen umgebildet. Und dabei ist etwas völlig Neues geschaffen worden.

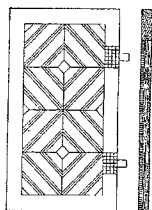
Aber wir haben die Beweise für die überaus glücklichen Folgen, welche die Verwendung des gebrannten Tones für ganze



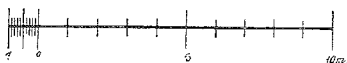
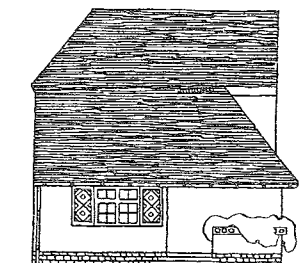
Freistehende Arbeiterwohnhäuser.



Schale: rote Sandstrichst., weisse Fugen.
 Putz: rauch gelb.
 Fenster: weiss.
 Fensterladen, Blumenkasten u.
 Haustür: weiss oder braunschwarz
 Röhre, Abfahrröhre: Zink
 Rinneneisen, Schellen: schwarz
 Dach: Eichenbänke, rot.



Immerlaute.



Immerlaute.



Freistehende Arbeiterwohnhäuser.

Architekt Dipl.-Ing. Wilhelm Münch in Lübeck.

(Mit Abbildungen auf Seite 358, 359 und 360.)

Den Hauptraum des Hauses bildet die Wohnküche. Der Herdplatz ist so angelegt, daß Kochdünste sich nicht in der Küche verbreiten können. Diese Dünste werden entweder einem Luftabfuhrrohr, das neben dem Rauchrohr für den Küchenherd liegt, zugeführt oder entströmen durch den Lüftungsfügel des Fensters im Herdplatz unmittelbar ins Freie.

Der Fußboden des Herdplatzes soll massiv sein, der des Wohnteiles der Wohnküche soll aus Holz bestehen.

Die dargestellten Ansichten eignen sich entweder für denselben Grundriß oder sie bedingen eine sofort aus ihnen zu erkennende kleine Grundrißänderung.

Als Baukosten eines Hauses ergeben sich:

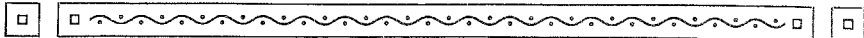
$$8,0 \cdot 8,4 = 67,2 \text{ qm}$$

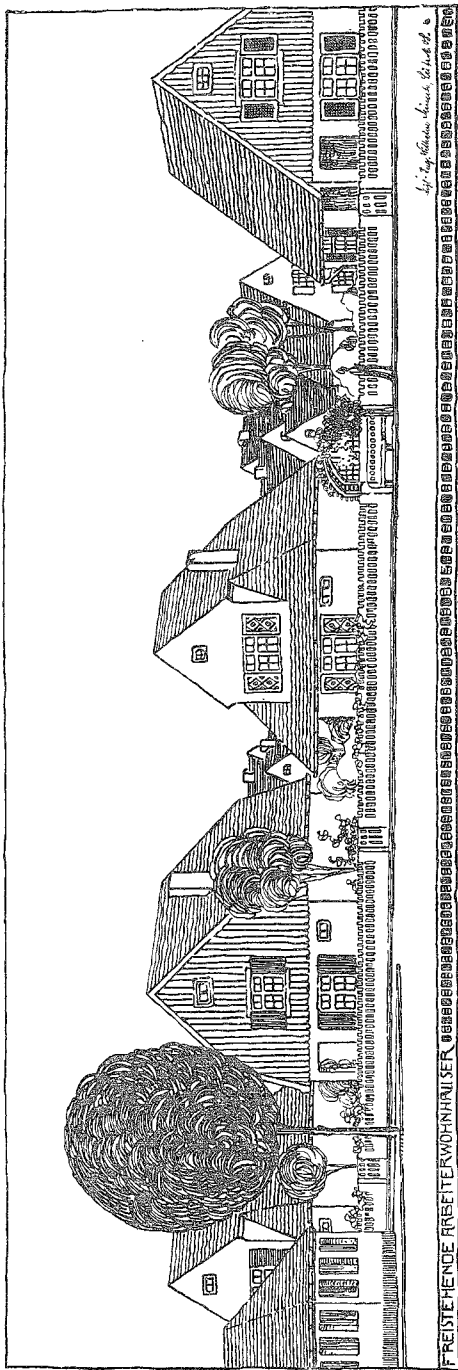
$$67,2 \cdot 3,8 = 255 \text{ cbm}$$

$$255 \text{ cbm zu je 15 M} = 3825 \text{ M}$$

$$\text{Für Keller und Umwährung } 375 \text{ „}$$

$$\text{Zusammen } 4200 \text{ M} \quad \square \square = \square \square$$



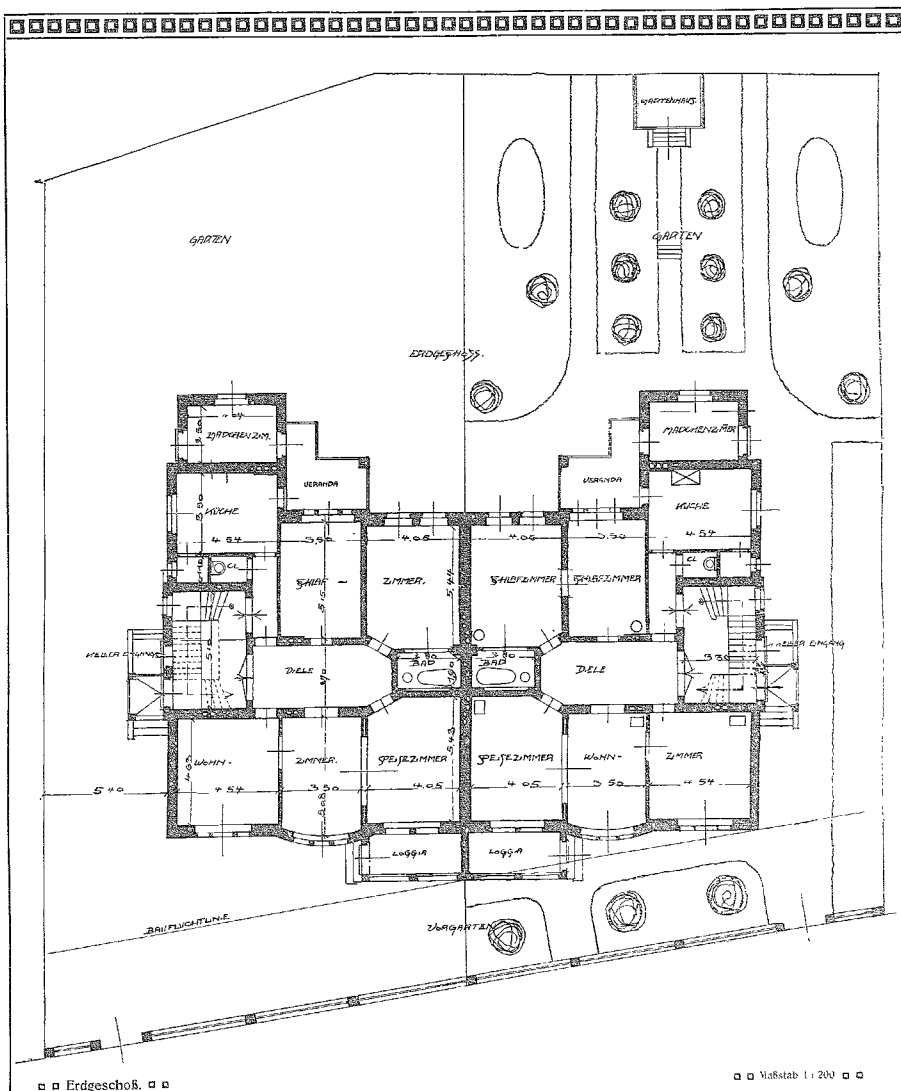


Bauschulen hat, auch näher vor unseren Augen. Kaum 25 Jahre sind verflossen, seit in Berlin eine blühende Schule des Backsteinbaues wirkte. Die Meister jener glücklichen Bauten leben noch unter uns. Und doch ist diese herrliche Bauweise völlig verdrängt und fast in Vergessenheit geraten. Da ist zuvörderst die Krone aller dieser Bauten: das Kunstgewerbe-Museum von Gropius und Schmieden. Kann man sich etwas reizvolleres in Farben und Form vorstellen? Um das Glückliche dieser Farbengebung und dieser Baustoffwahl völlig zu begreifen, stelle man sich die Flächen in Sandstein oder gar geputzt vor, Hauptgesims und Fries grau in grau oder eigentlich nach 37 Jahren schwarz in schwarz. Wie tief würde dieses Kunstgewerbe-Museum von seiner unvergleichlichen Höhe herabsinken. — Gehen wir einige Schritte weiter bis zum Anhalter Bahnhof. Würde es Schwächten gelingen sein, in Sandstein oder Putz etwas derartig Eigenartiges zu schaffen? Gewiß nicht. In Sandstein oder Kalkstein und in Putz haben andere Gegenden viel Großartigeres und viel mehr geschafften und unter viel günstigeren Verhältnissen. Da kam es nicht darauf an jeden Quadratzentimeter auszunutzen, die Baudenkmäler kaum mit Bauwuch nebeneinander zu drängen; schon für den Platz gab man und gibt man anderswo bedeutende Summen aus. Auch der Künstler wird ganz anders behandelt. Arbeitet man in Sandstein oder Putz, so erliegt man sofort der Nachahmung glücklicherer Länder und Zeiten. Sieht man nicht den heute so beliebten Barockbauten ihre bayrische oder böhmische oder englische Herkunft an? Der Franzose Huret behauptete im Figaro, die besten sähen wie verkleinerte Pariser Bauten aus. Kann man das von dem Gewerbe-Museum und seinen Genossen sagen? Für diese gibt es gar keine Vergleiche in anderen Ländern.

Da sind weiter in Berlin die Kriegsakademie von Schwedten und gegenüber die chemischen Institute. Gibt es dazu Vorbilder bei anderen Völkern? Sind es nicht reizvolle Meisterwerke? — Weiter die „Passage“ Unter den Linden von Kyllmann und Heyden. Ist das nicht künstlerische Eigenart, wie sie nur in Berlin zu sehen ist. Dasselbe ist der Fall mit dem schönen Palast des Finanzministeriums an der Dorotheenstraße von Emmerich, der Synagoge von Knoblauch, der Reichsbank von Hiltzig, schließlich auch dem Rathaus von Wasmann. Es zählt nicht unter die ersten Meisterwerke, aber zeugt es nicht von künstlerischer Eigenart? Es ist keinerlei Nachahmung irgend eines Florentiner Palastes, und die äußere Erscheinung läßt richtig auf ein Rathaus schließen. Das Rathaus ist auch besonders lehrreich dafür, wie selbst auf den Grundriß der Ziegelstein einen ausgezeichneten Einfluß ausübt. Wäre das Rathaus nicht aus Backstein, sondern aus Sandstein oder Putz, dann würden sich riesige Säulenstellungen und ein ungeheures Untergeschoß anderen Zeiten und anderen Lebensgewohnheiten zuliebe daran befinden. Dem Anschein nach würde der Zugang durch eine stolze Freitreppe im Obergeschoß unter einer Säulenvorhalle, bekrönt mit einem Tempelgiebel stattfinden. Doch nein, man muß durch den Keller hinein, da sind auch die Kleiderablagen und sonstigen Bequemlichkeiten vorgesehen, oben gibt es gar keine. Vor aller dieser Gute-Stuben-Baukunst hat der Ziegelstein den Baumeister des Berliner Rathauses bewahrt. Man tritt, wie es sich gehört, sogleich in eine großartige Eingangshalle, — eine selbständige künstlerische Lösung.

Damit ist wohl genugsam bewiesen, in wie glücklicher Weise der Ziegel und der gebrannte Ton von der Schablone befreit, vor der Nachahmung fremder Bauten und Völker bewahrt, insbesondere aber wie eigenartige Meisterwerke die Berliner Schule hervorgebracht hat und ihm die Stadt Berlin verdankt. Gibt es heutzutage noch eine Berliner Schule? Es scheint — nein. Das ist höchst bedauerlich. Wir sollten alle unsere Kräfte daran setzen, der Hauptstadt des Deutschen Reiches eine eigenartige Kunst auf der hier selbstverständlichen Grundlage des gebrannten Tones zu geben. Es kann dabei ein jeder in den ihm zusagenden Formen bauen, der gemeinsam gebrannte Ton wird bald eine gewisse Gemeinsamkeit aller Einzelteile wie der Gesamtzeichnung zuwege bringen.

Von Wichtigkeit sind noch einige Einzelfragen des Backsteinbaues, welche die Gemüter oft heftig erregen und deren



Neubau Fischer in Wiesbaden, Emserstraße 34 und 34a.

□ □ Erbaut 1907/08. □ □

Architekt Regierungsbaumeister Alb. Heinr. Heß in Wiesbaden.

(Hierzu eine Bildbeilage.)

Der vorliegende Entwurf stellt ein Doppelhaus dar, das in Rücksicht auf die vorgeschriebene Bauordnung des betreffenden Stadtteils im Landhausstil errichtet worden ist. Das Erdgeschoß, sowie die beiden Obergeschosse eines jeden Einzelhauses enthält eine Wohnung von fünf Zimmern, Küche, Mädchenraum und Zubehör. Im Dachgeschoß ist außer den erforderlichen Gesinde- und Bodenkammern in jedem der beiden Gebäude eine Zweizimmer-Wohnung untergebracht.

Die Außenseiten sind geputzt und mit Sandsteineinfassungen an den Fenstern versehen. Die innere Ausstattung ist schlicht, dem Vermietungszwecke entsprechend.

Die bebaute Fläche beträgt 212 qm für jedes Haus. Die gesamte Grundstücksfläche ist 1433 qm groß, so daß also für jedes Gebäude 716,5 qm zur Verfürgung standen. Darnach ist der zu jedem der beiden Einzelhäuser zugehörige Garten von rd. 500 qm mehr als doppelt so groß wie die bebaute Fläche. □ □ □ □

nicht richtige oder zu einseitige Beantwortung den Backsteinbau schädigt. Im Mittelalter und zur Zeit der Renaissance kannte und verwandte man fast ausschließlich rot gefärbten Ton. Die Berliner Schule verwendete jeden Farbton, der ihr gefiel. Der rote Ton ist in manchen Gegenden völlig verschwunden, dafür findet man gelben, braunen, weißen oder grauen Ton. Warum sollte man diese Töne nicht auch verwenden? Insbesondere da doch die Hintermauerungssteine in Berlin ebenfalls nicht rot sind und somit bei Verwendung besserer Ziegeln für die Außenflächen auch kein rotes Mauerwerk entstanden wäre. Wenn man sich die vorhin angeführten Meisterwerke der Berliner Baukunst auf die Farböne ansieht, so wird man sämtliche Farben vertreten finden. Selbst der weiß-glasierte Ziegelstein ist von Kayser und v. Großheim zu den reizvollsten Schöpfungen des Wohnhausbaus verwendet worden. Man sieht wie selbstverständlich und hingehört die weißen Glasurflächen sind, es muß sie nur der Künstler verwendet haben, der aber gehört dazu. Wehe wenn dasselbe in ungeschickte Hände gerät. Hätte das Mittelalter über verschieden gefärbte Töne verfügt, es hätte sich sicher nicht gescheut, sie zu verwenden, hat es doch auch den Hausten in allen Farben, in denen er sich in der Natur vorfindet, weiß, gelb, grau, rot, blau, braun usw. verwendet.

In ähnlicher Weise sind nicht stichhaltig die Vorwürfe gegen die Glätte der Außenseiten. Daß die unschöne Wirkung so vieler Verblend-Bauten nicht durch die Glätte der Verblender verschuldet ist, erweisen die vorher angeführten Berliner Meisterwerke; sie alle sind mit glatten Verblendern hergestellt. Stört das irgendwie? Im Gegenteil. Die glatte Verblendfläche hat der Verschmutzung durch unsere rußgetränkte Luft viel besser widerstanden, als dies die rauen Oberflächen der Handstrichsteine vermögen. So sehen diese Verblendbauten noch heute nach dreißig, vierzig Jahren farbig und sauber aus, während die Handstrichsteine zumeist in Farblosigkeit und Schmutz mit den Putz- und Hausteinbauten wetteifern. Die beiden Meisterwerke Otzens, die Heiligkreuzkirche und die Lutherkirche in Berlin, sehen heute noch wie kurz nach der Einweihung aus. Der verlockende Anblick des Handstrichmauerwerks, ein schöner sammetartiger roter Ziegel und weiße Fugen, dauert keine drei Monate. Und den hatte man doch gewollt.

Schließlich hat man sich auch um die Größenabmessungen der Ziegeln heftig gestritten. Die gotischen Backsteine sind von ganz bedeutenden Abmessungen, während unser Normalformat dagegen etwas verzerrt aussieht. Aber für die Wirkung im großen ganzen ist das auch ziemlich gleichgültig, es kommt nur auf den Künstler an. Haben doch die Meisterwerke Danzigs aus der deutschen Renaissancezeit fast genau unser Königlich Preussisches Normalformat und niemandem ist dadurch der künstlerische Eindruck dieser mit Recht so hochberühmten Bauten geschmälert erschienen. Es ist gar nicht bemerkt worden. Auch in Danzig sind die weitaus eigenartigsten Bauten diejenigen, welche den Ziegel verwendet haben.

Damit dürfte wohl genugsam der Backstein als das, was er ist, als eine nie versagende Quelle künstlerischer Eigenart nachgewiesen sein.

Pitchpine.

(Nachdruck verboten.)

Unter den amerikanischen Kiefernarten ist Pitchpine gegenwärtig eines der beliebtesten Werkhölzer. In Anbetracht der großen Zahl ähnlicher Holzgattungen des amerikanischen Ausführhandels mag es daher angezeigt sein, sich über die Natur und die werkmäßigen Eigenschaften der echten Pitchpine zuverlässig zu unterrichten, um sich vor Verwechslungen und Benachteiligungen sichern zu können.

Dem Wortsinne nach heißt Pitchpine nichts anderes als Pechkiefer. Tatsächlich versteht man denn auch in Amerika selbst eben dieses Holz unter Pitchpine. Wir dagegen im europäischen Holzhandel haben die Bezeichnung Pitchpine für ein Holz eingeführt, das von der amerikanischen Terpentin- kiefer stammt, und für welches man in Amerika den Namen Longleafpine angenommen hat. Diese Terpentin- kiefer ist ein Baum, dessen Werkholz das der Pechkiefer an technischem Werte ganz erheblich übersteigt. Wir verstehen also im europäischen Holzhandel unter echter Pitchpine stets nur das

Holz der amerikanischen Terpentin- kiefer, die in der Botanik als *Pinus australis* bezeichnet wird. Der Baum erreicht bei 1,20 m Stärke im Stamme eine durchschnittliche Höhe von 30 m, doch sind auch derartige Bäume von 40 m Höhe mit noch 20 m Kronenansatz durchaus keine Seltenheit. Pitchpine wächst in den südlichen Teilen der Vereinigten Staaten, und zwar sind die Hauptgebiete der Verbreitung die Staaten Texas und Louisiana einerseits, und die Umgebung des Mississippi andererseits.

Für den inneren Bau der Pitchpine eigentümlich ist, daß der Splint, der sich bei allen amerikanischen Kiefernarten äußerst deutlich vom Kern abhebt, hier im Gegensatz zu den verwandten Arten so außerordentlich gering ist, daß er im Durchschnitt nur 55 mm beträgt und nur in ganz besonderen Ausnahmefällen 75 mm erreicht. Das Korn des Holzes zeigt im Querschnitt ungewöhnliche Feinheit und Gleichmäßigkeit. Jedoch besteht hierbei je nach dem Standorte ein gewisser Unterschied, und insbesondere hat das vom Mississippi herkommende Holz gegenüber den Erzeugnissen von Texas und Louisiana eine größere Kornfeinheit voraus. Auch in den Jahresringen liegt ein deutliches Merkmal der echten Pitchpine: die Jahresringe verlaufen hier nicht nur sehr gleichmäßig, sondern vor allen Dingen ganz auffallend eng. Auf ein Zoll englisch ($\approx 25,4$ mm) zählt man im Durchschnitt 20 bis 25 Jahresringe. Jeder Ring zeigt wiederum zwei deutlich voneinander zu unterscheidende Teile: einen äußeren, der sich durch dunklere Farbe und größere Härte auszeichnet, das Sommerholz — und einen inneren der mit lichter Färbung größere Weichheit verbindet, das Frühjahrs- holz.

In seinen werkmäßigen Eigenschaften wird das Holz der Pitchpine von keiner anderen Kiefernart erreicht. Dies gilt insbesondere von den Festigkeitswerten. Echte Pitchpine hat eine nachweisbare Bruchfestigkeit von 1152 kg/qcm und seine Druckfestigkeit bezieht sich auf 481 kg/qcm. Auch in der Härte, Dichtigkeit und Dauerhaftigkeit steht das Holz unter allen Kiefernarten unübertroffen da.

Ein besonderes Erfordernis für die Pflege des Holzes besteht darin, daß es alsbald getrocknet werden muß, weil sonst der frische Splint sehr schnell blau wird, was freilich für den Kern nicht befürchtet werden braucht. Die Schwindung, der das Holz bei künstlicher Trocknung unterworfen ist, beträgt im Mittel 10 v. H. der Gesamtmasse. Und zwar entfallen davon 3—4 v. H. auf die Längsschwindung, 6—7 v. H. auf die Querschwindung. Auch in der Färbung ist frisches Pitchpineholz von gut getrocknetem sehr deutlich zu unterscheiden. Im frischen Querschnitt ist der Splint gelblichweiß, der Kern braun- gelb. Im trocknen Querschnitt hat der Kern lichtrote bis orange- gelbe Farbe, während hier der Splint weiß erscheint. Sehr bestimmt ist völlige Trockenheit durch das spezifische Gewicht zu ermitteln. Bei frischer Pitchpine beträgt es 0,700 und als Dürrgewicht 0,50—0,90, meist sogar nicht über 0,65.

Eine amerikanische Kiefernart, die echter Pitchpine sehr ähnlich ist und sehr leicht und oft zu Verwechslungen Anlaß gibt, ist Redpine. Allerdings ist die Farbe hier mehr weiß mit nur rötlichem Schimmer, aber das liefert nur ein sehr unzuverlässiges Unterscheidungsmerkmal. Vor In- tümern schützt man sich am sichersten durch Feststellung des spezifischen Gewichts, das bei Redpine 0,485 beträgt. Freilich besitzt auch Redpine, das kann nicht bezweifelt werden, als Tischlerholz wie als Bauholz unbestrittenen Wert. Die Bruchfestigkeit beträgt 800 kg/qcm, die Druckfestigkeit 455 kg/qcm. Das sind an sich gewiß keine geringen Ziffern, beweisen aber dessen ungeachtet zugleich die Überlegenheit der echten Pitchpine.

FLR.

Verschiedenes.

Beleuchtung von Dorfkirchen. Wer die Dorfkirchen der ärmeren Gemeinden Norddeutschlands kennt, der weiß, daß es mit ihrer künstlichen Beleuchtung meist schlecht bestellt ist. Zwar nimmt die Geistlichkeit bei Festsetzung der Zeiten für den Gottesdienst darauf Rücksicht und verlegt ihn auf die Tagesstunden; aber zu Weihnachten, zu Neujahr oder sonst in festlicher Zeit ergibt sich das Bedürfnis, in früher Morgenstunde oder zur Abendzeit, wenn Dunkelheit die Erde deckt, die Gemeinde zu versammeln. Die Lichte des Kron-

leuchters und die Altarlichte verwandeln dann wohl die Finsternis im Gotteshause in Dämmerung; sie genügen aber nicht fürs Auge der Kirchgänger, die vergebens versuchen würden, die Zeilen in ihrem Gesangbuche zu enträtseln. Und da war es früher so und ist es noch jetzt mancher Orten: es nahm jeder sein Lichtlein mit, stellte es vor sich auf die Rückwand des Vorderzistes, befestigte und entzündete es. So haben es die Alten lange geübt und andächtig ihr Lied dabei gesungen, und es war feierlicher im kleinen Gotteshause als im Dom der Großstadt, wo die Glühlampen prunkten. Ungenügend hell zwar war dieses Licht nicht, wohl aber unsauber, denn die Lichte tropften, auch waren es nicht immer die besten, die der Krämer verkaufte. So ward denn hier und dort gerechterweise Verbesserung angestrebt. Eines Tages kommen die Kirchenältesten und der Herr Pfarrer und der Küster zusammen und beraten, wie man sich neuzeltlicher einrichte. Sie haben's bald: es sollen Leuchter angeschafft werden, Leuchter aus Messing! In der Stadt bekommt man sie billig und schön. Nur ein alter Bauer darunter schlägt vor, den Schmied mit der Anfertigung zu beauftragen. Der Schmied ist ein geschickter Mann. Er repariert Uhren und schlossert. Doch sie lächeln darüber und meinen geringschätzig, der Schmied werde nichts Vernünftiges zustande bringen. In der Stadt gäbe es etwas Feines fürs Geld! Und so fährt denn der Küster eines Tages in die Stadt und kauft acht Messingleuchter zu 2,50 M , schön gelb und prachtvoll vorziet. Man kennt sie von den Klavierleuchtern her an billigen Instrumenten. Die Leuchter nun werden an den Längswänden der Kirche angehängt und mit Lichtern besteckt. Sahen die weißgetünchten Wände früher kahl aus, so ist das jetzt, da der bunte Flitter an ihnen haftet, erst recht der Fall. Doch es bedarf wohl keines Hinweises mehr, wie schlecht das neue Kirchengesetz! In die Einfachheit und Nüchternheit des Gotteshauses hineinpaßt! Noch tanzen an sonnenhellen Tagen die Sonnenstrahlen um die Messingornamente, daß sie aufblitzen. Aber wie lange wird das dauern? Bald überzieht an feuchter Wand der Rost das Metall, denn keiner putzt es. Die Lichte tropfen; Spinnen spannen ihr Netz drum auf und Fliegen. . . . Aber eigentlich tun sie alle nur ein gutes Werk. Sie verdecken den öden Tand. Ob der Schmied seinem Gotteshause nicht etwas Passenderes zurechtgeschmiedet und geschlossert hätte? Nicht jeder kann es, aber möglich wäre es jedenfalls gewesen. Das hätte ein Stück Handwerkskunst abgegeben und zugleich die Gelegenheit für einen tüchtigen Mann zu einer über die Alltätigkeit erhebenden Beschäftigung. Gesteigertes Interesse für eine Sache, Anspannung aller Kräfte bei Geschick und Formensinn: sie machen auch den Handwerker zum Künstler. Wenigstens war es früher so. Allerdings heute — heute soll alles schnell und billig beschafft werden. Und so wird es Fabrikarbeit. Man gebe den Handwerkern entsprechende Aufträge — und wie mancher erhofft sie sich — sicher wird dann vieles besser werden. Ein wahres Geschichtchen übrigens, das Schreiber dieser Zeilen hier erzählt hat. Vor Jahren war er selbst dabei, als im Dörfchen ferne der Stadt oben geschilderte Kirchenverzierung geschah. Damals verstand er es selbst noch nicht ganz, was dort gesündigt ward. Vor Monden nun war er wieder im Kirchlein dort. Und die Sonne schien auf die sauberen weißen Wände und die blindgewordenen grünen und befleckten Leuchter. Er sah es und schüttelte den Kopf. So geht noch eins daraus hervor: Man muß es erst lernen, was schön und was häßlich ist! Darum sollen auch hier keine Vorurteile gemacht werden denen, die damals so wenig Geschmack bewiesen. Nein, nur eine Mahnung mögen die herausheben, die in die Lage kommen, Beleuchtungskörper für Dörfkirchen anzuschaffen. Die Mahnung: Bedenkt, was Ihr tun wollt und fragt verständige Leute um Rat. Vielleicht, daß es doch schon Leuchter gibt, die in ein einzelnes protestantisches Dörfkirchlein würdig hineinpassen.

Martin Reepel (Dürer-Bundes-Korresp.).

Für die Praxis.

Sand für Kunststeinherstellung. Wer da glaubt, daß jeder Sand, der sich zur Herstellung von Zementwaren eignet, auch für die Kunststeinherstellung ohne weiteres brauchbar sei, ist unbedingt im Irrtum. Während für die Herstellung von gewöhnlichen Zementwaren der gewöhnliche mittelfeine Quarz enthaltende Sand, wie er fast überall vorkommt, genügt, muß man zur Herstellung von Kunststeinen, sogenannten

Naturstein-Imitationen, einen Sand haben, der sich bei Bearbeitung durch Steinmetzen leicht spalten läßt, d. h. nicht auspringt. Diese Eigenschaft haben eigentlich nur die Kalksteinsande. Da sich nun derartige Sande in der Natur so gut wie gar nicht vorfinden, so wird diesem Uebelstande in der Weise abgeholfen, daß man durch Zerklüftung des Naturgesteins in Maschinen sich diese Steinsande in jeder Sortierung und Farbe verschafft. Es hat sich im Laufe der letzten Jahre auf diese Weise eine große Industrie zur Beschaffung der verschiedenen Steinsande gebildet, denn der Bedarf wächst von Jahr zu Jahr.

Verbands-, Vereins- usw. Angelegenheiten.

Zweiter internationaler Kongreß für Bauwesen in Paris 1908. In der Zeit vom 21. bis 24. September d. J. veranstaltet in Paris die Fédération Nationale Française du Bâtiment et des Travaux publics einen internationalen Kongreß für Bauwesen. Alle hierauf bezüglichen Anfragen usw. sind zu richten an den Président du Comité organisateur in Paris 3, Rue de Lutèce, oder an den Secrétaire général de la Commission Internationale, Brüssel 5, Grand Place; auch liegt ein Auszug aus dem Reglement für diesen Kongreß während der nächsten vier Wochen im Reichsamt des Innern, Berlin W., Wilhelmstr. 74, im Zimmer 174, für Interessenten zur Einsichtnahme aus.

Wettbewerb.

Metz. Zur Erlangung von Skizzen für die Bebauung des Grundstücks der Baugenossenschaft von Beamten in Metz und Umgegend erläßt der Genossenschaftsvorstand einen Wettbewerb mit Frist bis zum 20. Septbr. 1908 für die im Deutschen Reich wohnenden Architekten deutscher Reichsangehörigkeit. Es sind drei Preise von 1000, 600 und 400 M in Aussicht genommen. Das Preisgericht besteht u. a. aus den Herren Reg.- und Baurat Cailloud, Stadtbaumeister Fleischer, Baurat Herzfeld und Bauinspektor Lorenz.

Brake Old. Für Vorentwürfe zum Neubau einer Realschule schreibt der Vorstand derselben einen Wettbewerb für oldenburgische und angrenzende wohnende Architekten aus.

Stuttgart. Zu einem Museum hat der „Wissenschaftl. Verein für Handelsgeographie“ einen auf württemberg. Architekten beschränkten Wettbewerb ausgeschrieben.

Unfälle.

Russisches Bausystem. Die furchtbare Baukatastrophe auf der Schpalernaja in St. Petersburg, in nächster Nachbarschaft des der Duma als Versammlungsort dienenden Taurischen Palais, bei der die im Bau befindlichen Kasernen des Chevaliergarde-Regiments am Morgen des 9. Juli zusammenstürzten und leider auch eine größere Anzahl Arbeiter begruben, hat in russischen Fachkreisen die größte Bestürzung hervorgerufen.

Auf der Suche nach dem Sündenbock nehmen die Residenzzeitungen nun alles mögliche, nur nicht das grundsätzliche. Wer hat Schuld? Der Unternehmer, der Architekt, die Baupolizei, die Militäringenieure?

Nun, der Sündenbock ist das russische Bausystem im allgemeinen und das russische Bausystem in besonderem.

Alles studiert, aber niemand lernt. Ob bemittelt oder unbemittelt, irgendein Kursus muß absolviert werden, einerlei, ob der Absolvent später die wissenschaftliche Bildung verwerten kann oder nicht. Und daraus folgt? — Zusammenbrüche!

Besonders auf das Baufach angewendet heißt das: theoretisch Gebildete gibt es genug und übergenug in Rußland, aber praktisch Ausgebildete, die dem Werden und Vergehen der Materialien ihr tiefstes Geheimnis abgelauscht haben, unter deren Händen „Felsen zu Wachs werden“, gibt es herzlich wenig. Wenn in irgend einem Fach Erfahrung, praktisches Wissen, Können und Wollen, Gewissenhaftigkeit zum Erfolg nötig sind, so ist es sicher das Baufach, und wie unendlich viel in dieser Branche in Rußland gesündigt wird, das geht, von Unfällen wie der oben erwähnte ganz zu geschweigen, am deutlichsten aus der Brandstatistik hervor.

Und wo wollte auch die praktische Ausbildung herkommen? Wo gibt es in der edlen Baukunst in Rußland Meister, die die junge Generation auch praktisch heranbilden, und wo ist die Jugend, die lernen, aber nicht „studieren“ will? Der Städter oder der bessere Sohn vom Dorfe muß studieren, studieren in den Jahren, wo der junge Mensch sich biegen und formen läßt, nicht nur vom wissenschaftlichen Katheder, sondern auch mit Hammer und Meißel in den Händen. Der

arme Bauernsohn muß entweder mit für den Unterhalt sorgen oder streicht als Nichtstuer herum. Auf diese Art werden Meister „geboren“ ohne je Lehrling gewesen zu sein.

Was im besondern den eingangs erwähnten beklagenswerten Unfall anbetrifft, so hat sich herausgestellt, daß eine ganze Reihe von Verletzungen der Bauvorschriften die Ursache des Einsturzes gewesen sind. Es war an dem Morgen kaum eine Stunde gearbeitet worden als in der dritten Etage des Gebäudes die Lage einstürzte. Infolge des großen Gewichtes der Stukatur, des Holzes und der eisernen Träger, die sich aus ihren Lagern gelöst hatten, schlug die stürzende Masse die Lagen des zweiten und ersten Stockwerks bis zu den Kellern durch, sprengte die Wände auseinander und verschüttete alle Arbeiter die nicht rechtzeitig zur Seite springen konnten. Die Arbeiter erzählen jetzt, nachdem das Unglück geschehen, ganz offen, daß der Bau in großer Eile auf altem Fundament und mit nur einem Teil Zement auf neuen Teile Sand (!) aufgeführt wurde. Die eisernen Träger des zweiten Stockwerks konnten die Last der einstürzenden dritten Etage überdies nicht aushalten weil sie nur 2,84 m tief in die Wände eingelassen waren. Das Stadtamt hatte auf den Bericht des Stadtechnikers hin, daß das Gebäude unter Verletzung der elementarsten Forderungen der Bautechnik aufgeführt werde, sich mehrfach an das Ministerium des Innern gewendet und letzterem vorgestellt, daß es notwendig sei, die Aufführung des Gebäudes durch das städtische Bauamt kontrollieren zu lassen, aber das Ministerium des Innern hatte geantwortet, daß das Militärressort seine eigenen Architekten und Ingenieure habe und eine Einmischung der Stadt in seine Bautätigkeit nicht zulasse.

W. Rothert, St. Petersburg.

Rechtswesen.

(Nachdruck verboten.)

Patent-Eigentumsrechte von Angestellten. In einer Fabrik war ein Herr als technischer Beamter, dem die technische Leitung oblag, mit 1500 M. Gehalt jährlich angestellt. Es handelte sich um eine neu gegründete Gesellschaft m. b. H., der nur ein mäßiges Betriebskapital zur Verfügung stand. Dem Angestellten ist auch für den Fall günstiger Betriebsergebnisse die Aussicht eröffnet worden, daß er oder seine Ehefrau später einmal in eine neu zu gründende offene Handelsgesellschaft als Gesellschafter werde eintreten können. — Während er sich nun in dieser Stellung befand, machte der Beamte technische Versuche in den Räumen der Fabrik und mit Hilfe ihrer Arbeitskräfte, die zu einer Erfindung führten. Diese wurde von der Ehefrau des Beamten in England zum Patent angemeldet, doch als die Gesellschaft, bei der der Erfinder angestellt war, hiervon Kenntnis erhielt, verlangte sie von dem Angestellten und dessen Ehefrau im Wege der Klage die Übertragung der Rechte, die sie aus der Anmeldung der Erfindung bei der englischen Patentbehörde erlangt hätten. — Die Beklagten wandten vor allem ein, daß Rechte dieser Art der Klägerin gegen die Ehefrau absolut nicht zustünden, denn sie sei ja gar nicht in der Fabrik tätig. Außerdem, so behaupteten sie weiter, sei der Ehemann zwar technischer Betriebsleiter der Fabrik, in der Hauptsache sei er aber kaufmännischer Leiter; er besorge die Buchführung, die Korrespondenz und alle sonstigen kaufmännischen Arbeiten, führe die Lohnlisten und mache Geschäftsreisen; auf einen solchen Angestellten aber könnte unmöglich die Bestimmung Anwendung finden, wonach die Erfindung eines technischen Angestellten dem Prinzipal gehöre. — Indessen hat das Kammergericht alle diese Einwände nicht gelten lassen und die Beklagten antragsgemäß verurteilt. Wenn auch der Angestellte kaufmännische Arbeiten erledigte, so wurde dadurch doch der Charakter seiner Stellung als eines technischen Fabrikleiters nicht aufgehoben. Es ist nun ein in der Rechtsprechung und Literatur des Patentrechts anerkannter Grundsatz, daß im allgemeinen die Erfindung, die der Dienstverpflichtete während der Dauer seiner Dienststellung macht, und deren Ergebnis in den Bereich seiner Dienstobliegenheiten fällt, dem Dienstherrn gehört. Freilich ist vorausgesetzt, daß der Dienstverpflichtete nach der ganzen Art seiner Beschäftigung auch zur Entfaltung erfinderischer Tätigkeit angestellt war. Diese Voraussetzung trifft aber im vorliegenden Falle zweifellos zu. — Was die klagende Ehefrau anbetrifft, so muß man in Betracht ziehen, daß sie im Einverständnis mit ihrem Ehemann handelte. Sie wußte auch, daß die Prinzipalin ihres Mannes Anspruch auf die Erfindung hatte. Wenn sie dieselbe trotzdem auf ihren

Namen zum Patent anmeldete, so tat sie dies in der bewußten Absicht, der Gesellschaft in einer gegen die guten Sitten verstoßenden Weise Schaden zuzufügen. — Die Beklagten waren somit zum Schadenersatz verpflichtet, und zwar hatten sie den Zustand herzustellen, der bestanden würde, wenn sie die schädigende Handlung nicht begangen hätten. Sie hatten also der Klägerin gegen Zahlung der aufgewendeten Kosten die Rechte auf die fragliche Erfindung herauszugeben. (Entscheid. des Kammerger. vom 10. Nov. 1907.)

Bücherchau.

Von der Kleinstadt zur Gartenstadt von Bernhard Kampffmeyer. Flugschrift. Okt., 16 Seiten. Preis 30 M.

Die Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft (Berlin-Nikolassee) versendet soeben die vorgenannte Flugschrift, welche der infolge hoher Bodenpreise und zu großer Beengung von der Großstadt abwandernden Industrie den Anschluß an die Kleinstadt empfiehlt und letzterer rät, sich für diese große kulturelle Aufgabe durch städtebautechnische und rechtlich soziale Maßnahmen in entsprechender Weise zu rüsten. — Die Gesellschaft hat auch unter Leitung von Herrn Prof. Franz von der Technischen Hochschule zu Charlottenburg eine besondere Abteilung begründet, welche Kleinstädten, die sich für eine industrielle Entwicklung eignen, mit dem nötigen technischen Rat dienen soll. — Endlich ist die Gesellschaft im Begriff ein „Kleinstadtarchiv“ zu schaffen, das über Verkehrs- und sonstige Ansiedlungsbedingungen bei Kleinstädten zum Nutzen der Industrie beraten soll.

Das Defizit. Ein Roman von Georg Brettschneider. Verlag von E. Oberthürs Buchhandlung Adolf Schulze in Münster i. W. 1908. Oktav 491 Seiten. Preis 3,50 M., gebunden 4,50 M.

Wenn hier in einer Bau-Fachschrift ein Roman besprochen wird, so kann es sich nur um einen solchen handeln, der entweder baufachliche Verhältnisse in anregender Weise schildert und dichterisch verklärt, oder aber aus der Feder eines Baufachmannes stammt. Unsere sogenannte schöngelstige Literatur ist in dieser Hinsicht nicht gerade sehr reichhaltig und an die Seite der vielgelesenen Werke von Max Eyth lassen sich nur wenig gleichwertige neuere Erscheinungen dieser Art stellen. Zu letzteren ist aber der vorliegende Roman zu rechnen, der eigentlich mehr eine Erzählung ist, und anscheinend in der Art von Göthes „Dichtung und Wahrheit“ den Lebens- und Werdegang eines Ingenieurs, genauer eines „Eisenbahners“ schildert, der aus wenig benütigten Verhältnissen herausgewachsen, auch dauernd dem drückenden Zwange derselben unterworfen bleibt und ihnen schließlich unterliegt. Der Schauplatz der Erzählung ist das schlesische Gebirge, und der Verfasser versteht sich ausgezeichnet auf die Schilderung der rauen und erhabenen Schönheit dieses herrlichen Landstriches, in dem er offenbar selbst seine Jugend mit offenem Auge und Sinn für Natur und Menschen verlebte hat.

Jeder Leser dieser Erzählung, namentlich wenn er ebenfalls Baufachmann ist, wird für den Helden derselben, den Regierungsbaumeister Schlosser, seiner lebhaften Teilnahme empfinden und wünschen, daß die neue Zukunft, die sich ihm nach seinem Schicksalsschlage hoffnungsvoll eröffnet, ihn bald zum Regierungsrat, womöglich zum „Geheimen“ führen möge.

Zwangsversteigerungen.

Malermstr. Karl Schwerin, Breslau, Ohlauer Chaussee 25	1. 9. 08
Baumtr. Er. Jähert, Breslau, Augustastr. 16, Bärenstr. 17	29. 9. 08
Baumtr. Reitz Gottwald, Zittau, Posottendorf—Leschwitz	
Amtsg. Görlitz.	19. 9. 08
Maurermstr. Herrn. Pickel, Königszell—Bunzelwitz, Amtsg.	
Freiburg Schl.	17. 9. 08 und 24. 9. 08
Tischlermstr. Oswald Kluge, Altwasser—Weißstein,	
Amtsg. Waldenburg Schl.	23. 9. 08
Ziviling. Rud. Chwolska, Rybnik—Florianshof, Amtsg. Rybnik	19. 9. 08
Maler Jakobiewicz Posen—Pleschen	23. 9. 08
Frau Bauamtr. Johanna Pruß, Bromberg, Schwedenbergstr.	
und Frankenstr.	24. 9. 08
Tischlermstr. Thomas Skapski und Ehefrau Marianna,	
Lubasch, Amtsg. Czarnikau.	5. 9. 08
Ingenieur v. Zeuner, Graudenz—Gnesen	13. 10. 08
Architekt Hieronymus Kurecki, Oliva, Amtsg. Danzig,	
Dutz. 9 und 10, Hohenhofstr. 4	26. 8. 08
Ziegeleibes Otto Salzweid, Gr.-Plehnendorf, Amtsg. Danzig	7. 10. 08
Töpfermstr. Franz Tietz und Malermstr. Jul. Haarbach,	
Königsberg Pr., Plantage 32	23. 9. 08
Malermstr. Frau Caroline Karp, geb. Powitz, Lötzen,	
Markt 10, Königsberg Pr., Holländerbaumstr. 11 a 1	15. 9. 08
Offenfabrikanten Wihl. und Ernst Duvin, Fürstenwalde	23. 9. 08